

Autobiographien der Wirtschaftselite: Selbstbild und Selbstinszenierungsformen

Renate Liebold

1. Einleitung

Der folgende Beitrag widmet sich dem autobiographischen Schreiben sowie den Schreibenanlässen der Wirtschaftselite der Gegenwart. Zunächst in den USA und mit einiger Zeitverzögerung auch in Deutschland erscheinen seit den 1980er Jahren eine Vielzahl von Autobiographien von Spitzenmanagern und Unternehmern, die regelmäßig hohe Auflagenzahlen erzielen. Die Frage, die sich dabei aufdrängt und die es im Folgenden zu beantworten gilt, ist, wie sich die Wirtschaftselite in diesen Selbstveröffentlichungen selbst kommuniziert und in einem spezifischen Kontext medialer Öffentlichkeit ‚vermarktet‘: Welche (Selbst-)Deutungen und Wissensrepertoires werden bemüht, um die Vorstellungen einer Leserschaft über erfolgreiche Führungskräfte und Top-Manager zu bedienen und zu nähren. Wie thematisieren die Autoren ihre je eigene Sicht auf den Zusammenhang von biographischen Ressourcen und späterem Berufserfolg und schließlich, welche gesellschaftlichen Diskurse werden in diesen autobiographischen Präsentationsformen übersetzt?¹

Wie zu zeigen sein wird, eignet sich die Analyse autobiographischer Schriften dazu, die Geltungsansprüche eines Elitekollektivs zu dechiffrieren. Im Vergleich aktueller Autobiografien von Top-Managern kann gezeigt werden, dass diese eine spezifische Formensprache und spezifische Strukturelemente benutzen, die allesamt dazu geeignet sind, Elite in einem substanziellen Sinn zu entwerfen. Das eigene Leben und das eigene Lebenswerk werden über Außergewöhnlichkeit projiziert, d.h. in den Selbstthematisierungen wird sowohl das Bemühen um Distinktion und Zugehörigkeit als auch eine Art Charismatisierung ihres Erfolgs zum Ausdruck gebracht. Der (retrospektiv-teleologisch legitimierte) Berufserfolg wird nicht als leistungsverbürgte Karriere vorgestellt, sondern über charismatische Selbstbestätigung. Zwar fungiert das Leistungsprinzip nach wie vor als „einzig öffentlich rechtfertigungsfähiger Maßstab

¹ Das Datenmaterial, das ich hier zur Diskussion stelle, entstand im Projekt über den ‚Generationenwandel der Ökonomischen Elite in Deutschland‘, ein von der DFG gefördertes Kooperationsprojekt der Universitäten Heidelberg und Erlangen. In diesem Projektkontext wurde danach gefragt, wie sich der in den letzten Jahren stattgefundenen Generationenwechsel in den Chefetagen der deutschen Unternehmen vollzieht, und zwar im Hinblick auf berufsbiographische und karrierebezogene Konstitutionsbedingungen, ein möglicherweise verändertes Führungsverständnis als auch Organisationswissen der Akteure. Mittels qualitativer und standardisierter Erhebungsmethoden wurden vor allem zwei Kohorten von Top-Managern, nämlich die zwischen 1930 und 1940 und die zwischen 1955 und 1965 geborenen ins Visier genommen. Die qualitative Erhebung enthält die Auswertung aktuell vorliegender Autobiographien sowie biographisch-problemezentrierte Interviews mit ehemaligen und aktuellen deutschen Top-Managern (vgl. Pohlmann/Liebold/Schanne/Schmidt 2011).

der Leistungsvergabe, über den die moderne Gesellschaft ihrem eigenen Selbstverständnis nach verfügt“ (Neckel 2008, 49), zugleich wird durch die Erfolgreichen selbst die soziale Geltungskraft dieses Leistungsprinzips unterlaufen. Im Wirtschafts- und Arbeitsleben gilt zwar offiziell, dass sich Einkünfte durch Leistungsnormen rechtfertigen sollen, unter der Hand entfalten die Leitbilder der Gegenwart, nämlich Selbstverantwortung und Eigeninitiative, allerdings eine enorme Kraft. Durch das marktliberale Prinzip wird das Leistungs- durch das Erfolgsprinzip ersetzt. Für die Spitzenverdiener haben diese ‚neuen‘ Leitbilder den Vorteil, weder zum Vergleich einzuladen noch dem finanziellen Markterfolg irgendeine Grenze zu setzen.² Die hier zur Debatte stehenden Autobiographien dokumentieren diese „Individualisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen“ (Neckel 2008, 12). In ihnen wird durchgängig die Botschaft transportiert, dass wir es bei den Autoren mit Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Karrierepositionen haben bzw. gehabt haben, welche es allerdings zu beglaubigen gilt. Die Exzeptionalität der eigenen Karriere bzw. des Karriereverlaufs, die öffentliche Präsenz und der hinlängliche Bekanntheitsgrad der Personen sind der Ausgangspunkt, die Gewöhnlichkeit hingegen der Vergleichshorizont, vor dem die autobiographische Selbst-Darstellung erfolgt. Zu diesem Verfahren der Selbstausslegung und -bestätigung gehört auch, die (meist) bürgerliche Herkunft und die dazugehörige Lebensführung als nachgerade distinkte Erkennungsmerkmale der Elite-Zugehörigkeit zu nutzen. Unter der Hand zeigt sich – und darauf hat bereits Thorstein Veblen (1899, 1971) hingewiesen –, dass die Elite ihren Statuswert auch über Strategien gewinnt, die außerhalb aller Maßstäbe des Leistungsprinzips liegen, damit sich ihre Exzeptionalität auch tatsächlich erweisen kann.

Zugleich – quasi im Umkehrschluss – kann durch diese substanziellen Selbstbeschreibungen in Autobiographien auch etwas über die Art und Weise in Erfahrung gebracht werden, wie die Akteure die gesellschaftlichen Erwartungen übersetzen, die an sie herangetragen werden. Im gesellschaftlichen Diskurs gilt nach wie vor das Bedürfnis, Elite normativ zu behaupten und sich ihrer damit auch zu versichern. Die in den letzten Jahren geführte öffentliche Debatte über die Exzellenz und Kompetenz von Spitzenmanagern, die ja gerade dann unterstellt wird, wenn ihr Fehlen kritisiert und öffentlich angezweifelt wird (vgl. Pohlmann 2008), findet hier ein Entsprechungsverhältnis. Die spezifischen Darstellungsmuster des Besonderen lassen sich so als legitime und auch bewährte ‚Zugzwänge‘ der Distinktion interpretieren, die sich als gesellschaftlich anschlussfähig erweisen. Bei der empirischen Rekonstruktion der autobiographischen Formate gilt es beides zu berücksichtigen: die distinkte Selbstvergewisserung als ‚Form sozialer Durchsetzung‘ zum einen und der Funktionszusammenhang dieser elitären Selbstdarstellungsformen für gesellschaftliche Spitzenpositionen zum anderen.

Die Fragestellung und empirische Analyse erfordern zunächst einen (kurzen) Blick auf das literarische Genre Autobiographie und die Bestimmung der Möglichkei-

2 Neckel (2008, 11) spricht in diesem Kontext von Gewinner-Märkten, auf denen niemand nach der Leistungsgerechtigkeit beurteilt wird. Die Gage eines Superstars etwa liegt außerhalb der Leistungsgerechtigkeit, weil die Beliebtheit beim Publikum als ‚Leistung‘ ganz und gar ausreicht. Dies gilt vor allem für den Profisport, den Kunstmarkt und die Unterhaltungsbranche, in denen die Ersten im Wettbewerb um die Publikumsgunst erheblich höhere Einkünfte haben als zahlreiche Schlechterplatzierte zusammen.

ten ‚moderner‘ Selbstausslegung. Danach werden am empirischen Material aktueller Autobiographien die jeweiligen Muster der Selbstdeutung und Inszenierung als Konstruktionsprinzipien von Elite dargestellt.³ Der Beitrag schließt mit einem Fazit.

2. Autobiographien als ‚moderne Selbstausslegung‘

Die Autobiographie wird als die „Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto)“ definiert (Georg Misch 1907/1989, 33). Trotz des hybriden und fließenden Charakters der Gattung gegenüber anderen Genreform (Memoiren, Tagebücher, Hauschroniken, Selbstverständigungsliteratur) sind Selbsterfahrung, Selbstausslegung, Verständigung mit anderen feste Größen, in denen sich autobiographisches Schreiben vollzieht. Das formale Gerüst bleibt im Kern unverändert: Ein Mensch beschreibt sein eigenes Leben, in der Regel von den ersten Erinnerungen bis zum gegenwärtigen oder einem anderen zäsurbildenden Zeitschreibpunkt (vgl. dazu Holdenried 2000, 12).

Schriftlichkeit aber ebenso wie das Recht auf Selbstäußerung sind jedoch kulturell geregelte Angelegenheiten. Insofern ist (auto-)biographisches Erzählen eine relativ moderne Wissensform (Ahlheit/Brand 2006), die sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen herausgebildet hat. Sie etabliert sich in spezifischen Einrichtungen, die gleichsam als „Biographiegeneratoren“ fungierten (Hahn/Kapp 1987, 93). Gemeint sind damit zunächst soziale Institutionen, die eine lebensgeschichtliche Form der „Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten“ (ebd.), namentlich religiöse Institutionen wie die Beichte sowie therapeutische oder auch gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen. Ferner handelt es sich auch um allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen und – für unseren Zusammenhang besonders wichtig – Verweise auf Gruppenzugehörigkeiten und soziale Kategorien, die (auto-)biographische Selbstthematisierung nachgerade befördern. Zu untersuchen ist, in welcher Weise in den Autobiographien der Top-Manager diese „partizipativen Identitäten“ (Hahn 2000, 13) über soziale und kulturelle Distinktion und Statusbewusstsein aufgespannt werden. Denn nur die gelungene Statusdemonstration und -präsentation gewährleistet ihre Besonderung und ihre Unterscheidung von ‚gewöhnlichen Menschen‘, ‚gewöhnlichen Angestellten‘, ‚gewöhnlichen Managern‘, ‚gewöhnlichem Führungspersonal‘ etc. Es gilt also nachzuzeichnen, in welcher Weise sie ihre Zugehörigkeit zur Wirtschaftselite begründen, vorführen und auf Dauer stellen.

Während in früheren Formen der Autobiographie häufig durch eine Art literarisierter Rhetorik oder Moral Muster sinnvollen Lebens vorgeführt werden, ist die dominante Konstruktionslogik der modernen Autobiographie ein „innerer Modus“ (Ahlheit/Brand 2006) oder – mit Luhmann gesprochen – eine selbstreferenzielle Aktivität (Luhmann 1984). Die moderne Autobiographie zielt demnach nicht mehr ab auf das „zu lebende Leben“, sondern auf das „sinnhaft gelebte Leben“ als eine Voraussetzung der Literarisierung (Ahlheit/Brand 2006, 18). Der moderne Autobiograph beschreibt sich als Person, der um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen weiß und sie deshalb auch neu zu gestalten vermag. Insofern sind die hier zur Debatte stehenden autobiographischen Veröffentlichungen der Top-Manager in erster Linie moderne Varianten der Selbstpräsentation, obgleich sie – wie gezeigt werden kann – mit ihren Er-

³ Bezug genommen wird dabei vor allem auf die Autobiographien von Carl H. Hahn (2005), Hans-Olaf Henkel (2000) und Ferdinand Piëch (2002).

folgsgeschichten in mancherlei Hinsicht an vormoderne Formen der Autobiographie erinnern, für deren Niederschrift die Exemplarität maßgeblich war.

Die hier zur Debatte stehenden Autobiographien führen weder einen Fachdiskurs noch sind sie dem Genre Berater- und Managementliteratur zuzurechnen; vielmehr lassen sich die Erinnerungswerke als eine Art Prominentenautobiographie charakterisieren, in denen Erfolgsgeschichten entfaltet werden. Erfolg, als ‚soziale Durchsetzung‘ verstanden, ist eine Zuschreibungskategorie und entsteht im Medium der Wertungen Dritter.⁴ Dabei stellt sich dann natürlich die Frage, ob es einen Unterschied zwischen Elite und Prominenz gibt und wenn ja, wo die Demarkationslinie zwischen beiden verläuft. Elite, so etwa Münkler (2006), konstituiert sich über persönlich zurechenbare Leistung, Prominenz über Bekanntheit. Erfolg spiele in beiden Fällen eine Rolle, aber – und darauf kommt es an – über ihn wurde auf unterschiedlichen Bühnen und vor einem unterschiedlichen Publikum entschieden: „Mit der Inversion der unterschiedlichen Bühnen und der Mischung des Publikums, die zwangsläufige Begleitscheinungen des Erfolgs und seiner Kriterien sind, wird die Unterscheidung von Prominenz und Elite schwieriger“ (Münkler 2006, 38). Für die Autobiographien der Wirtschaftselite lässt sich vermuten, dass ihre selbstrepräsentative Wendung in Form von Erinnerungstexten nur deshalb gelingt, weil sie bereits als bekannte Figuren der Wirtschaft zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit, Bewunderung und Kritik geworden sind. Während frühere Autobiographien aus Unternehmerschaft und Management – man lese beispielsweise Henry Ford – Weltanschauungen und Leistungsprinzipien in den Mittelpunkt ihrer Autobiographie stellten, zumindest den Mythos bedienen (vgl. Hansen 1992), rückt in den heutigen uns vorliegenden Autobiographien die ‚profanierte Lebensgeschichte‘ in den Vordergrund. Sie ist, zumindest vordergründig, nicht mehr mit dem Anspruch eines Lehrstücks geschrieben, besitzt keine Vorbildfunktion und enthält sich damit auch des Diskurses über Lebens-, Organisations- und Produktionsprinzipien (vgl. Pohlmann 2007). Gleichwohl wird die Leserschaft mit einem bürgerlichen Wertekanon und den dazu gehörenden Lebensführungskonzepten konfrontiert, spricht: mit Lebensstilvorlieben und Konsumgewohnheiten, Geschlechter- und Familienbildern und vieles mehr (vgl. dazu auch das folgende Kapitel). Die Autoren erinnern dabei in mancherlei Hinsicht an die ‚Freizeithelden‘, wie sie Dreitzel bereits 1962 beschrieben hat. In seinem pluralistischen Elitekonzept (es gibt nicht *die* Elite, sondern viele Eliten) haben die Film- und Theaterstars, Modeschöpfer, Literaten und zuweilen auch Philosophen und Kulturkritiker mit anderen Eliten gemeinsam, dass sie mit ihren Welten und ihrem Lebensstil Orientierungspunkte für ‚richtiges‘ Handeln setzen oder, mit den Worten Dreitzels, durch ihr „bestimmtes, durch Persönlichkeit und Werk geprägtes Gehabe, ihre Anschauungen, Gesten, Moden und Stimmungen, kurz ihr charakteristisches Sosein“ im öffentlichen Raum sichtbar sind (Dreitzel 1962, 148).

4 Die amerikanische Kulturkritikerin Susan Faludi beschreibt die neuen Anforderungen an eine ‚performative Ökonomie‘. Ihr zufolge gelten die drei Grundfragen: „Are you known? Are you sexy? Had you won? Mit der Unterscheidung von *achievement* und *performance* wird hier eine wichtige semantische Differenzierung eingeführt. Während *achievement* das bezeichnet, was durch eigene Anstrengung erreicht wird, betont *performance* die Auszeichnung vor anderen. Die performative Ökonomie zielt darauf ab, sich im Wettbewerbsindividualismus möglichst gut in Szene zu setzen (Faludi 1999, 598).

3. Die Geltungsansprüche eines Elitekollektivs – Die gesellschaftliche Relevanz der Lebenswerke

Eine Gemeinsamkeit in den aktuellen Autobiographien der Wirtschaftselite ist die (unterstellte und zugeschriebene) gesellschaftliche Relevanz der dargestellten Lebenswerke. Alle Autoren beschreiben sich als tragende Figuren von Wirtschaftsgeschichte. Sie definieren sich mit ihren Autobiographien gewissermaßen in die Geschichtsschreibung hinein. So reklamiert etwa Ferdinand Piëch (2002) für sich in seiner *Auto.Biographie* den Fortschritt in der automobilen Technikentwicklung, Hans-Olaf Henkel (2000) sieht sich in einer Aufklärungsmission moderner Unternehmensführung, und Carl H. Hahn (2005), einige Jahre Vorstandsvorsitzender bei VW, stellt seinen Beitrag für die Entwicklung der deutschen Automobil- und Wirtschaftsgeschichte heraus. Die folgende Passage soll dies exemplarisch verdeutlichen. Der Autor Carl H. Hahn beginnt seine Erinnerungen mit einer großen Geste:

Warum greife ich in meinem Alter noch zur Feder? Über ein halbes Jahrhundert hatte ich das Glück, Industriegeschichte mitzuerleben und mitzugestalten. Volkswagen, als dessen Teil ich mich fühle, stieg in dieser Zeit aus dem Nichts zum viertgrößten Automobilhersteller der Welt auf. Über ein Jahrzehnt stand ich als Vorstandsvorsitzender an seiner Spitze. Da ich prinzipiell keine ‚vertraulichen Background-Unterhaltungen‘ mit der Presse geführt habe und nie die Öffentlichkeit suchte, wenn ich angegriffen wurde, würde manches mit mir zu Grabe getragen, was zur Chronik von VW und der Nachkriegswelt gehört.

Abgesehen davon, dass die große Rahmung der beruflichen Erfolgsgeschichte hier im Detail Aufdeckungsjournalismus gegen eine (vermeintliche) Rufschädigung ankündigt, wird hier gleich zu Beginn über die historische Relevanz des Autors respektive sein Lebenswerk aufgeklärt: Der Schreibenanlass ist also nichts weniger als die Identität von großer Weltunternehmung und persönlichem Engagement. Neben dieser (Selbst-) Zuschreibung einer historischen Rolle liegt die Vermutung nahe, dass der Autor hier auch gegen die prinzipielle Austauschbarkeit seiner Person respektive seiner Rolle im Unternehmen anschreibt – oder anders gewendet: Durch die schriftliche Dokumentation seines Schaffens kann er die Bedeutsamkeit seiner Person und die Geltungsdauer seines Wirkens sichern.

Damit zusammenhängend fällt noch eine weitere Gemeinsamkeit auf: Die autobiographischen Schriften sind allesamt nicht für Nachahmer und Nachahmerinnen geschrieben. Im Gegenteil: Sie geben Auskunft über exzeptionelle Karrieren, die, wie noch zu zeigen sein wird, Genialität und Herkunftsmilieu in kongenialer Weise verbinden. Zum Leidwesen der vielleicht ratsuchenden Leserschaft sind es gerade die herausgestellten Attribute der Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit, mit denen sich die Autoren vor dem Vergleichshorizont ‚gewöhnlicher Berufskarrieren‘ besondern. Dabei gelingt die dramaturgische Selbstinszenierung auch über spezifische Auslassungen, denn – auch das lässt sich als verallgemeinerbares Datum festhalten – der Erfolg wird nicht über Anstrengung in Form von Eifer, Leistungsverausgabung, Strebbarkeit und Fleiß mitsamt den bekannten Nebenfolgen thematisiert. Im Gegenteil: Der Erfolg kommt in der Regel ‚unangestrengt‘ daher.

3.1 Selbstdarstellungen als inszenierter Dialog mit einem imaginären Publikum

Autobiographien sind (massenmediale) ‚Selbst-Veröffentlichungen‘ für eine imaginierte Leserschaft, der ein Interesse an den persönlichen Erinnerungen bzw. ein Interesse an den Wirk- und Werkgeschichten unterstellt wird. Auf dem Publikationsmarkt ist es im Hinblick auf verkaufsstrategische Gesichtspunkte ein gebräuchliches Stilmittel, bestimmte Ziel- und Adressatengruppen anzusprechen, obgleich die Werke eine breite Öffentlichkeit erreichen sollen. Auch die Autoren Hahn, Henkel und Piëch wählen diese Form. Auch ihre Textproduktionen sprechen ein ganz spezifisches Teilpublikum an, obgleich ersichtlich wird, dass sie sich mit ihren Darstellungen vor allem selbst präsentieren. Bereits die jeweiligen Buchpräsentationen (Umschlagbild samt Bildpräsentation) legen einen solchen Zuschnitt auf eine spezifische Zielgruppe nahe. So zielt etwa die Autobiographie von Hans-Olaf Henkel auf eine Leserschaft aus dem Feuilleton, Ferdinand Piëch hingegen adressiert seine Veröffentlichung vor allem für eine an technischen Sachverhaltsdarstellungen interessierte Öffentlichkeit, und Carl H. Hahn widmet und schreibt für „die Mitarbeiter des Konzerns“. Beim Lesen der Autobiographien wird allerdings schnell deutlich, dass diese fokussierten Formate (ent-)täuschen, denn die jeweiligen Autoren offerieren allesamt eine persönliche Werk- und Wirkgeschichte und der zu erwartende Spezialdiskurs bleibt aus – zumindest kann er die gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Pointiert formuliert: Mit dem vordergründigen Zuschnitt der Formate wird ein Köder ausgelegt, um dann über die exceptionellen Karrieren und Erfolgsgeschichten ‚aufzuklären‘. Die verschiedenen Adressatengruppen werden zum ‚inszenierten Dialog‘ für die eigene Selbstdarstellung. Im Folgenden wird diese Figur eines inszenierten Dialogs am empirischen Material der Autobiographien erläutert.

Hans Olaf Henkel adressiert, wie bereits angedeutet, seine Lebenserinnerungen an eine gebildete Öffentlichkeit bzw. eine Leserschaft aus dem Feuilleton. Auf dem Buchdeckel präsentiert er sich in intellektueller Pose (legere Cordjacke, Poloheemd, randlose Brille) und erweckt durch den Titel *Die Macht der Freiheit* die Erwartung, dass die Vorlage der Lebenserinnerungen in der Tradition großer liberaler Denker steht. Zugleich forciert er die Erwartung bei der Leserschaft, hier eine unkonventionelle und individualistische Denkart und Weltanschauung eines mächtigen Top-Managers zu erhalten. Im Text selbst wählt er für seine Selbstdarstellung einen Duktus, der seine autobiographischen Erinnerungen als generöse Abhandlung über Leben und Werk aus der Innenperspektive erscheinen lässt. Da besagtes Publikum aus dem Feuilleton weder einen wirtschaftspolitischen oder gar wirtschaftstheoretischen Spezialdiskurs erwartet, sondern an bewandeter Unterhaltung interessiert ist, erfüllt die ‚gelehrige‘ Erinnerung den weit gefassten sozialen Erwartungshorizont. Zugleich wird aber ebenso deutlich, dass er mit seinen Erinnerungen sich selbst erratisch (re-)konstruiert: Er komponiert sich als einen Solitär, besondert sich als Freigeist, der qua Genialität, durch überlegene Cleverness und eine Portion Hemdsärmeligkeit die Spiele der Macht und der Mächtigen durchschaut. Mit Hilfe dieser Öffentlichkeit kann er sein gebrochenes Verhältnis zur deutschen Wirtschaftselite vorführen. Da er seine eigene Karriere und seine herausragende Funktion nur durch den Widerstand gegen die geltenden Regeln im ‚Gehäuse der betrieblichen Herrschaft‘ (Max Weber) erreicht hat, wird das Feuilleton zur Plattform, auf der er z.B. mit dem verkrusteten Regelrepertoire deutscher (Standort-)Bedingungen abrechnen kann. In der Pose des individualistischen Außenseiters schreibt er gegen eine Gemeinwohlperspektive mit ihren

Begrenzungen für den Einzelnen. Diese a-moralische Haltung und seine durchgängig von persönlichen Interessen geleitete Lebensführung werden durch den Erfolg als Top-Manager rationalisiert und durch das Motto der Autobiographie gerahmt.

Ferdinand Piëch hingegen schreibt in seiner *Auto.Biographie* (2002) für eine an technischen Sachverhaltsdarstellungen interessierte Öffentlichkeit. Bereits hier legt der Titel diesen Zuschnitt nahe: Es ist die biographisch gerahmte Auto-Geschichte. Mit dieser Referenz an ein technikbegeistertes Publikum gelingt ihm der Coup, eine Werkgeschichte zu präsentieren, die ohne seine Person so nicht möglich war und ist. Im Vordergrund steht nicht die Person des Autors, sondern die automobile Technikentwicklung. Beim Lesen wird allerdings ersichtlich, dass der Autor über seine Person und seine persönlichen Eigenschaften wie Pioniergeist, Sachverstand und Tatendrang automobile Geschichtsschreibung verfasst. Die Geschichte der Entwicklung des Automobils ist an seine Person gebunden und ohne seine Person nicht denkbar.

Im Falle der Autobiographie von Carl H. Hahn wird die Öffentlichkeit im Umkreis des Konzerns gesucht. Die Autobiographie ist den „Mitarbeitern von VW“ gewidmet. Mit diesem Kniefall vor den Werkträgern gelingt es ihm, ein Tribunal für einen konzerninternen Insiderkreis zu inszenieren. Seine Autobiographie liest sich wie Aufdeckungsjournalismus, in der der Autor gegen eine Rufschädigung anspricht. Nicht nur den Werkträgern, sondern vor allem den Führungskräften dieses Konzern scheint er mit ‚eingeweihtem‘ Sachverstand über sein Lebens-Werk Rechnung ablegen zu wollen. Auch er sieht sich als Protagonist, der die Konzern- und Industriegeschichte wesentlich mit gestaltet hat.

Für tradierte Formen autobiographischen Schreibens galt das erfolgreiche, gelungene und insofern auch das ‚zu Ende gebrachte‘ Lebenswerk als Voraussetzung und zugleich als Motiv für eine Selbst-Veröffentlichung. Hier lassen sich Differenzen zu den aktuellen Autobiographien feststellen. Carl H. Hahn greift das klassische Moment des Alters als Schreibanlass auf. Im Rückblick wird sein Insiderblick als Herrschaftswissen vermarktet. Ferdinand Piëch als noch tätiger Manager kann ein solch ‚abgerundetes Lebenswerk‘ nicht vorstellen und fokussiert deshalb (und zwangsläufig) auf die realisierte Umsetzung technischer Visionen. Bei Hans-Olaf Henkel, der, wie auch Carl H. Hahn, faktisch nicht mehr als Manager fungiert, aber dennoch über Medienpräsenz nach wie vor am öffentlichen Wirtschaftsdiskurs teilnimmt, steht eine spezifische Lebensphase im Vordergrund, in der ihm der Geniestreich einer außergewöhnlichen Karriere gelungen ist.

3.2 Der Darstellungsmodus: Erfolgsgeschichte als kohärentes Gesamtbild

Die autobiographischen Erinnerungstexte sind keine freien Produkte, die der Erzähler kreativ aus sich selbst schöpft; vielmehr sind die Texte an kulturelle Vorgaben gebunden, nämlich an Muster sinnvoller Lebensläufe und ihre formale (textliche) Verarbeitung. Das Erinnern erfolgt vom Heute aus und ist weder eine vollständige noch eine interesselose Beschreibung von vergangenen Ereignissen und Handlungssituationen. Vielmehr geben die hier zur Debatte stehenden Autobiographen Auskunft über kulturell gültige Standards von variabler gewordenen Strukturmustern, die aber durchaus eine angemessene Einschätzung dessen erlauben, was durch den Text ausgedrückt wird.

Mit Strukturmustern und Darstellungskonventionen autobiographischer Darstellung hat sich die Literaturwissenschaft beschäftigt. In der Mehrzahl befassen sich

diese Studien mit der Wende vom 18. Zum 19. Jahrhundert, da dieser Zeitraum gattungsgeschichtlich entscheidend ist und weil von dessen „Errungenschaften in der Theorie wie in der Praxis auch die gegenwärtige Autobiographie noch immer zehrt“ (Niggel 1977, XIV). Auf diese materialreichen Ausführungen über die Entwicklung der Gelehrtenautobiographie und ihre Übergänge zur Familienchronik einerseits und zur Apologie andererseits, der Übergang zum vollen Selbstbildnis, ihrer Individualisierung sowie der Verbindung von Berufs- und Abenteuergeschichte, Berufs- und Zeitgeschichte, Selbst- und Weltdeutung kann an dieser Stelle nur pauschal verwiesen werden. Insgesamt kann aber für unser Thema festgehalten werden, dass Lebensgeschichten eine einzigartige Quelle sind, wenn es um vergangene Prozesse aus einer Akteursperspektive geht, sie aber gleichzeitig nicht nur Informationen über Vergangenes bieten, sondern auch als Ausdruck aktueller Deutungsmuster gelesen werden können. Beide Lesarten setzen sowohl eine Analyse der Textstruktur als auch eine Analyse biographischer Muster voraus, über die sie realisiert werden.

Noch ein weiterer Aspekt ist für unseren Zusammenhang wichtig. Mit der Konzeption der (Auto-)Biographie als sozialem Gebilde spiegelt sich auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als ein dialektisches wider (vgl. dazu auch Fischer-Rosenthal 1995). Lebensgeschichtliche Erlebnisse und Erfahrungen sowie gesellschaftlich angebotene Muster der Darbietung erlebten Lebens sind aufeinander bezogen. Mitunter heißt das auch, dass in (auto-)biographischen Selbstpräsentationen aus einem Wissensvorrat geschöpft wird, der sich im Laufe der Sozialisation sedimentiert und geordnet hat. Diese Einordnungen konstituieren (Lebens-)Erfahrungen im Erzählprozess als sinnhaft und kohärent oder, wie es Rosenthal formuliert als „gestalthaft“ (Rosenthal 1995, 99)⁵. In der (auto-)biographischen Gesamtsicht werden sie zum „latent wirkenden Mechanismus“ (a.a.O., 13), für den Rückblick auf die Vergangenheit zum einen, für den Blick auf gegenwärtiges und zukünftiges Handeln zum anderen.

Auch die hier interessierenden Autobiographen (re-)konstruieren ihr Lebenswerk als Endprodukt einer biographischen Kette, das einer Kohärenz- und Konsistenz-Verpflichtung unterliegt und teleologisch fundiert wird. Vor der Vergleichsfolie anderer denkbarer Realisierungsformen und Deutungen (z.B. die Lebensgeschichte als Such- und Entwicklungsprozess, in der u.a. immer wieder erneute Richtungsänderungen relevant werden), wird in den auto-biographischen Darstellungsformen der Wirtschaftselite deutlich, dass sie allesamt einen Darstellungsmodus wählen, in dem die eigene Lebensgeschichte intentional-zielgerichtet rekonstruiert wird. Vor der Kulisse des Erfolgs münden im Akt des Schreibens Ereignisse und subjektive Lebenserfahrung in einer Lebensdarstellung. Diese Lebensereignisse und -erfahrungen werden mit Deutungen und (Eigen-)Theorien versehen und gerahmt, denn nur so gelingt es, einen systematischen Zusammenhang zwischen der erlebten Geschichte der Erzählpersonen und dem erfolgreichen Lebenswerk zu präsentieren.

5 Gabriele Rosenthal arbeitet verschiedene lebensgeschichtliche Voraussetzungen zur Gestaltung einer (kohärenten und konsistenten) Lebenserzählung heraus. So ist die (auto-)biographische Großerzählung an bestimmte Bedingungen gekoppelt, damit sie überhaupt und ohne weitere Anstrengungen erzählt werden kann. Dazu gehören „kognitive Kompetenzen“ und die Einsicht in „eine biographische Notwendigkeit zur Erzählung“, die im Laufe der Sozialisation angeeignet werden, ein gewisses Ausmaß an „biographischen Handlungsspielräumen und Wechseln in der Lebensführung“, die „Kongruenz von erlebter Lebensgeschichte und biographischer Gesamtevaluation“ und ein nicht „zerstörter Lebenszusammenhang“ (vgl. Rosenthal 1995, 99 f.).

Das in allen autobiographischen Darstellungen dokumentierte vitale Interesse, die eigene (Erfolgs-)Geschichte als stimmiges und kohärentes Gesamtbild zu rekonstruieren, soll im Folgenden näher betrachtet werden, weil die Autoren unterschiedliche Darstellungsformen wählen, ihren exzeptionellen Erfolg öffentlich zu präsentieren, bzw. die Schreibenlässe auch über solche kohärenten Selbststilisierungen begründet werden können. Dass in solchen Selbststilisierungen (Deutungen, theoriehaltigen Rückblicken und resümierenden Gesamtevaluationen) schwierige Lebensumstände, widersprüchliche Lebensphasen, Unstimmigkeiten im Lebenszusammenhang oder gar alltagsweltliche Unzulänglichkeiten (mehr oder weniger) geglättet dargestellt, gar ausgelassen oder dramaturgisch so in Szene gesetzt werden, dass sie das Gesamte in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen vermögen, ist durch die (Auto)Biographieforschung belegt und gilt auch für ‚unsere‘ Autoren (vgl. dazu auch Kapitel 2). Selbstdarstellungen sind insofern immer selektive Vergegenwärtigungen, in denen Zusammenhänge gestiftet werden, die es so vorher gar nicht geben konnte (vgl. dazu u.a. Hahn 2000).

Exemplarisch hierfür steht die autobiographische Selbstdarstellung von Hans-Olaf Henkel. In seiner (auto-)biographischen Perspektive wird der eigene Berufserfolg als eine Art Fügung rekonstruiert und präsentiert und zwar: ohne Werk. Denn das, was sein erfolgreiches Wirken ausmacht, ist er selbst, der geniale Manager. Mitunter mag dieser Sicht ein großes Bedürfnis nach biographischer Integrität zugrunde liegen. Hans Olaf Henkel orientiert seine Lebenserinnerungen am klassischen Bildungsroman. Allerdings folgt sein Erzählprinzip keinem Entwicklungsprinzip, denn seine Erfahrungen werden nicht unter den Aspekten vorgeführt, wie sein Leben durch das Lernen an sozialen Konflikten verlaufen ist; vielmehr werden die Porträtierungen seines Herkunftsmilieus- und seiner frühen Entwicklungsbedingungen, seine Persönlichkeitseigenschaften, der Karrierestart und der weitere berufsbiographische Verlauf in anekdotischer Form als eine Art Husarenstück präsentiert, das seine spätere öffentliche Funktion fundiert und legitimiert. Seine Lebensdarstellung gleicht einer heldenhaften Abenteuergeschichte, die er trotz manch diffiziler Situationen mit Bravour bewältigt. Der frühe Tod des Vaters führt zur frühen Selbständigkeit, die Figur der Mutter provoziert Rebellion und eine autonome Persönlichkeit – Eigenschaften und Selbstbewusstsein, die sich in den späteren Etappen seiner ‚Erfolgstour‘ als hilfreich erweisen. In der Darstellung seiner Lebenserinnerungen wird der Status Quo des Erreichten ex post über dieses persönliche Vermögen erklärt.

Demgegenüber steht eine Haltung der eigenen Biographie gegenüber, in der der eigene Berufserfolg auf einem geschaffenen Werk fußt. Hier besteht die Aufgabe, das geschaffene Lebenswerk mit der Person zu verbinden. Diese Differenz zwischen Person und Werk setzt die Autoren gewissermaßen unter einen Erwartungsdruck, den eigenen Erfolg (auch öffentlich) immer wieder zu vermitteln, mitunter den Erfolg im Nachtrag zu plausibilisieren und zu rechtfertigen, um so das Erreichte in die Zukunft zu retten. Die Lebenserinnerungen des Carl H. Hahn lesen sich an vielen Stellen wie Abhandlungen, die Sicht der Außenwelt mit der eigenen Selbstwahrnehmung zu synchronisieren. Der Autor porträtiert sich mit einem Insiderblick auf VW, mehr noch, er charakterisiert sich als einen exzeptionellen Insider. Zugleich scheint er persönlich enttäuscht und steht so offenbar unter Druck, einen berufsbiographischen Bruch, konkret: ein Ausscheiden als Vorstandsvorsitzender bei VW, der von ihm selbst (wohl aber auch von anderen) als „Rauswurf“ beschrieben wird, nachträglich zu ver-

arbeiten. Mit seiner Autobiographie scheint er über diese Phase Zeugnis abzulegen, weil die berufliche Zäsur Zweifel an der Integrität seiner Person aufkommen lässt und dadurch die Nachhaltigkeit seiner Schaffensperiode geschmälert werden könnte. Es gilt, gegen eine solche Rufschädigung anzuschreiben, und mit viel Argumentationsaufwand wird im Nachtrag noch einmal ‚seine‘ Art der Unternehmenspolitik vorgeführt. Sein Lebenswerk ist der Konzern, und das (Anerkennungs-)Bedürfnis besteht darin, die eigene (heroische) Rolle in der Konzerngeschichte festzuschreiben. Im Gegensatz zu dieser Rechtfertigungsform autobiographischen Erinnerns kommt die Selbstdarstellung des Autors Ferdinand Piëch selbstbewusster im wörtlichen Sinne von ‚sich seiner selbst bewusst‘ daher. Doch auch hier wird die Verbindung und Vermittlung von Werk und Wirken notwendig. Der Autor komponiert das Bild einer genuin erfolgsverwöhnten Familie, innerhalb derer er sich zum automobilen Kenner und technikbegeisterten Experten entwickeln und profilieren kann. Mit Nachdruck wird die enge Beziehung zwischen ‚auto‘-nomer Persönlichkeit und Wirk- bzw. Technikgeschichte vermittelt. Nicht nur die angestammte Herkunft verbürgt seine exzeptionelle Karriere; vielmehr sind es seine automobilen Vision, sein Interesse an Technik und die Nähe zu den Werkstätten, die seinen Weg in die Position als Aufsichtsratsvorsitzenden beglaubigen (sollen). Mit Beharrungsvermögen und rhetorischer Fingerfertigkeit wird diese kohärente Darstellung eines ‚Machers‘, der Technikgeschichte geschrieben hat, vorgelegt.

Bis hierher lässt sich festhalten: Die aktuellen Autobiographien der Wirtschaftselite enthalten kohärente Selbstdarstellungen, in denen Leben und Werk als ein in sich stimmiges Gesamtarrangement dargestellt werden. Im Vergleich kristallisieren sich allerdings zwei unterschiedliche Argumentations- und Deutungsmuster heraus, mit denen diese kohärenten Figuren gelingen. Dies ist zum einen eine vorwiegend selbstbezogene Deutung der eigenen Lebensgeschichte. Der Darstellungsmodus, mit dem das Besondere und Außergewöhnliche der Person vorgeführt und legitimiert wird, fokussiert vor allem auf eine ‚interne Referenz‘. Werk und Person sind identisch. Dem gegenüber steht das Deutungsmuster der ‚externen Referenz‘, bei dem es um die Differenz zwischen Person und Werk geht. Die lebensgeschichtliche Darstellung kann hier nur über eine Vermittlung zwischen öffentlich anerkanntem Werk und Person gelingen. Während das erfolgreiche Lebenswerk des Top-Managers Hans-Olaf Henkel selbst-bezüglich entworfen und vorgeführt wird, der Erfolg seines Lebens mithin ‚sein Leben‘ selbst ist (interne Referenz), nehmen die Autoren Hahn und Piëch externe Referenzen für ihr Lebenswerk in Anspruch. Sie pochen auf ihr ‚Urheberrecht‘. Für eine kohärente (Re-)Konstruktion des eigenen Erfolgs müssen notwendigerweise und öffentlichkeitswirksam plausible Verknüpfungspunkte zwischen Wirken und Werk hergestellt werden.

3.3 Das Herkunftsmilieu als Medium elitärer Selbstvergewisserung

Mit mehr oder weniger detaillierter Auskunftsbereitschaft geben alle Autobiographen Einblick in ihr Herkunftsmilieu und ihre frühen Sozialisationsbedingungen. Sie setzen die Leserschaft über ihr kulturelles und finanzielles Vermögen einer bürgerlichen Herkunft in Kenntnis, beschreiben ihr Herkunftsmilieu als gutsituiert oder gar vermögend und veranschaulichen sich als Unternehmersöhne aus wirtschafts- oder bil-

dungsbürgerlichen Herkunftskontexten⁶. Damit entsprechen die Darstellungen der hier zur Diskussion vorliegenden Autobiographien den Ergebnissen verschiedener sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, die sich mit der Reproduktion der Wirtschaftselite und den nach wie vor geltenden Selektionsmechanismen und exklusiven Rekrutierungsstrategien beschäftigt haben (vgl. dazu Hartmann 2001, 2002, 2003). Nicht Leistung, sondern die soziale Herkunft verschaffe dem Nachwuchs der „besseren Kreise“ einen „uneinholbaren Vorsprung, wenn es um die Besetzung von Spitzenpositionen in der deutschen Wirtschaft geht“ (Hartmann 2003, 50). Die vorliegenden Autobiographien der Top-Manager bestätigen dieses Bild einer privilegierten Gesellschaftsschicht, die über die Möglichkeiten verfügt, über die sozio-kulturellen Reproduktionsbedingungen zu wachen und diese mit auszugestalten.

Zugleich – und damit öffnet die Analyse der autobiographischen Texte einen weiteren Horizont im Kontext der Elitendiskussion – zeichnen die Selbstdarstellungen der verschiedenen Autoren ihre je eigene Sicht auf den Zusammenhang zwischen Herkunft und späterem (Berufs-)Erfolg. Dabei wird die Konstruktionslogik eines (wirtschafts-)bürgerlichen Habitus vorgeführt, auf den die Autobiographen gleichzeitig angewiesen sind. Die Herkunftsfamilien werden gleichsam zur Bühne, auf der sie sich als Nachkommen langer Familientraditionen inszenieren und auch zu stilisieren vermögen. Damit wird, so die These, die symbolische Repräsentation der traditionsreichen – oder zumindest als solche präntierten – Herkunft auch zum Medium ständischer (modern ausgedrückt: elitärer) Selbstvergewisserung. Die (wirtschafts-)bürgerliche Herkunft wird zum ‚Ausweis‘ der späteren Erfolgsbiographie.

Diese These einer (wirtschafts-)bürgerlichen Herkunft als Ausweis oder Erkennungszeichen für extraordinäre Karrieren und Werkgeschichten soll im Folgenden noch etwas genauer erläutert werden. Die Gemeinsamkeit in der Differenz ist hier die lebensgeschichtliche Konstruktion eines (wirtschafts-)bürgerlichen Habitus, mit dem und vor dem sie ihr eigenes Lebenswerk dechiffrieren. Unterschiede zeigen sich im Selbstverständnis, und es lassen sich unterschiedliche Figuren rekonstruieren: der ‚Citoyen‘, der ‚Erbsohn‘ und der ‚Traditionalist‘.

Die Figur des Citoyen findet sich in der Autobiographie von Hans-Olaf Henkel. Der Autor legt hier großen Wert darauf, sein Elternhaus als Stätte traditionsverbürgerter Wohlsituertheit zu charakterisieren. Er ist ein versierter Kenner der Kompositionselemente dieses soziokulturellen Erfahrungsraums. Weite Teile seine Autobiographie geben detailliert Auskunft über das Gefüge eines bürgerlichen Wertehimmels der Hamburgischen Unternehmensfamilie samt den Insignien dieser Wohlsituertheit, wie etwa, dass das Elternhaus über ein Musikzimmer verfügt, in dem sich ein Rokokogalan aus Meißner Porzellan sowie Adolph Menzels Gemälde des Flöte spielenden Preußenkönigs befindet. Die Entwicklungsjahre des Autors, die in der gesamten Autobiographie einen breiten Raum einnehmen, werden als saturierte Form des Heran-

6 ‚Bürgerlichkeit‘ ist alles andere als eine systematische Kategorie (vgl. dazu u.a. Kocka 1987, Bergahn/Unger/Ziegler 2003). Mit Blick auf das 19. Jahrhundert bezog sich der Begriff auf eine Vielzahl unterschiedlichster sozialer und kultureller Tatbestände. Es handelt sich um einen Kultur- und Lebensstil, der durch zahlreiche sehr verschiedene Bestimmungsmerkmale charakterisiert ist, die vom Besitz über den Beruf, das Konnubium, die Bildung, die Sozialmoral und ästhetische Leitvorstellungen, ein besonderes Verständnis von Familie bis hin zum Konsumstandard reichen. Eine berufsbezogene Funktionalität von Bürgerlichkeit im Unternehmertum unterlag indessen steter Veränderung. Hier fällt es schwer, einen Zusammenhang zwischen sozialen Strukturmerkmalen des Wirtschaftsbürgertums einerseits und jenen Faktoren herzustellen, welche die Identität der einzelnen Gruppierungen prägen.

wachsens zwischen situationsangemessener Anpassung und situativ-sanktionsloser Verweigerung vorgestellt. Zugleich ist ihm daran gelegen, sich von dem (inszenierten) bürgerlichen Sinnuniversum der Eltern abzugrenzen, und er entwirft sich als einen modernen und in diesem Sinne auch freiheitsliebenden und unabhängigen Mann, der die bildungsbürgerlichen Traditionen durchaus kennt, sie aber zu dechiffrieren weiß und somit nicht in ihnen aufgeht. Die jugendliche Rebellion gegen die Mutter findet beispielsweise ihren Ausdruck im Jazz aus der ‚neuen‘ Welt, der sich als ‚hybride‘ Form avantgardistischer Haltung interpretieren lässt und in dem sich für den Erzähler ein Kompromiss zwischen bürgerlicher Tradition und selbstbestimmten Freiräumen konstituiert. Der Vater, der als die zentrale Orientierungsfigur seines Lebens charakterisiert wird, wird als erfolgreicher Unternehmer mit extravaganterem Habitus vorgestellt. Er wird vom Sohn als ein Bonvivant gezeichnet, weil er, der Vater, es verstünde, seine Vorliebe für die ‚schönen Dinge des Lebens‘ auszuleben. Während sich in der Figur des Vaters selbstbewusst das Hamburger Wirtschaftsbürgertum verkörpert, kommt die Mutter aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. In den Augen des Erzählers erweist sie sich jedoch als anpassungs- und lernfähig und fügt sich alsbald in ein Familienarrangement, in dem der Mann über die ökonomische Quelle bürgerlicher Zugehörigkeit verfügt und sie fortan den Part der ästhetischen Repräsentation verkörpert. Zielstrebig organisiert sie das kulturelle und gesellige Leben der Familie und füllt damit zugleich den bürgerlichen Lebensentwurf aus, der eben nicht nur Arbeit, sondern auch ästhetische Formgebung hochschätzt. Die Beschreibung dieses komplementären Arrangements legt die Interpretation nahe, dass die Nobilitierung des erfolgreichen und erfolgsverwöhnten Vaters durch die Mutter sozial und kulturell ummantelt, ausgestaltet und ‚geerdet‘ wird. Die Mutter sei eine ‚Handwerkerin‘ der Distinktion ohne explizites Bemühen. Ihre familiäre Statusarbeit gelte vor allem den Kindern, denen sie das Gefühl vermitteln möchte, zur ‚guten‘ Gesellschaft zu gehören – immer unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass dies schon immer so gewesen sei. Nach dem frühen Tod des Vaters übernimmt die Mutter beide Funktionen. Sie ist die Hüterin des Hauses und des Geldes. Sie hievt den ‚Schulversager‘ Henkel nachgerade in eine unternehmerische Position. Der Sohn soll den über den Vater erreichten Familienstatus erhalten und weiter leben.

Insgesamt wird das Familienleben vom Autor Henkel als harmonisch und geradezu idyllisch beschrieben, die Eskapaden des ‚lebenslustigen‘ Vaters, die der Erzähler nach dem Tod des Vaters durch die Mutter erfährt, vermögen dieses einvernehmliche und emotionale Verhältnis sowie das geradezu barock gezeichnete Gemälde einer Familienidylle – zumindest im autobiographischen Rückblick – nicht zu stören. Sein Herkunftsmilieu fördert und fordert von ihm, das bürgerliche Bekenntnis und den merkantilen Erfolg des Vaters – wenn auch mit eigenen Akzenten – zu leben. Gleichzeitig wird die spätere Karriere vor diesem Fundus an bürgerlichen Grundkenntnissen aufgespannt – zunächst in kritischer Perspektive. Vor der Vergleichsfolie des Bourgeois stilisiert sich Henkel als Citoyen und sucht sich als Städter und Weltbürger, als Intellektueller und Individualist in Szene zu setzen. Dies tut er freilich, ohne die Ressourcen des eigenen Herkunftskontexts in Frage zu stellen oder sich gar von ihnen zu lösen. Dieser Verweisungszusammenhang gibt Aufschluss über die Konstruktionsprinzipien von Elitehandeln, denn, so ließe sich pointiert formulieren, die extraordinary Karriere eines Hans-Olaf Henkel kommt ohne die Anleihen an (Bildungs-)Bür-

gerlichkeit nicht aus und kann nur vor diesem Entwurf bürgerlicher Ressourcen erklärt und legitimiert werden.

Zugleich unterläuft der Autobiograph im ‚Zugzwang‘ seiner Selbstdarstellung diese kritische und unabhängige Perspektive. An vielen Stellen ‚outet‘ er sich selbstdarstellungsverliebt über Distinktion und elitäres Statusdenken – so erfährt die Leserschaft dann auch über seine Mitgliedschaft im Barackpore-Jachtclub, seine Vorliebe für Bauhaus-Repliken und Zigarren der Marke Cohibas. Der bildungsbürgerlich vortragene Habitus und die intellektuelle Attitüde eines ‚Eingeweihten‘ verkehren sich unter der Hand in ein distinktes Bemühen um Zugehörigkeit zur (Wirtschafts-)Elite in der Art eines Neureichen. Exemplarisch sei an dieser Stelle noch eine kleine Episode zitiert, mit der der Autor seine legitime Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘ unter Beweis stellen möchte. Kurz zum Kontext der Passage: Bevor der Autor studiert, absolviert er eine Lehre bei einer Speditionsfirma. Diese Jahre werden gewissermaßen als die lehrreichen Entwicklungsjahre des späteren Top-Managers vorgestellt. Sie dienen dazu, seine (große) Zukunft vorzubereiten. In der Art und Weise, wie der Autor die Welt der Speditionsfirma malt, zeigt sich, dass er ‚eigentlich‘ zur anderen Seite gehört und gehören möchte. Erinnerung werden vor allem Situationen, in denen er den Reichen und Mächtigen begegnet. Beispielhaft für diese Erinnerungen ist dann eben folgende kleine Begebenheit, in der der Autor als Lehrjunge in einem noblen Hotel für seine Botentätigkeiten ein Trinkgeld erhält und diesen Botenlohn als Demütigung erfährt:

Das Geldstück brannte in meiner Hand. Mit rotem Kopf erinnerte ich mich an den Rat meiner Mutter, niemals Trinkgeld anzunehmen, es aber immer reichlich zu geben. Ich eilte, von Peinlichkeit getrieben, zu dem nahe gelegenen Spezialgeschäft ‚Pfeifen Tesch‘, um die verhasste Münze schnellstmöglich wieder loszuwerden. Seit langem hatte ich mir eine Pfeife gewünscht, und so tröstete ich mich über den unangenehmen Vorfall, was allerdings die Folge zeitigte, dass ich für einige Jahre Pfeifenraucher wurde. (Henkel 2002, 52)

Das Geben und Nehmen von Trinkgeld symbolisiert hier das ‚oben‘ und ‚unten‘ und wird zur Statusdemonstration gesellschaftlicher Verkehrsformen. Die Passage ist ein Dokument dafür, dass dem Autor ein stratifikatorisches Unrecht widerfährt, das ihn ganz offensichtlich brandmarkt und umgehend in ‚demonstrativen Konsum‘ verwandelt wird. Der unangenehme Vorfall transportiert eine ganz spezifische Selbstdeutung: Obwohl er als Top-Manager klein angefangen hat, gehört er bereits in jungen Jahren ‚dazu‘; es ist evident, dass der Autor hier dem ‚Zugzwang‘ bürgerlicher Status(re)produktion unterliegt.

Eine weitere Figur, mit der im nachdrücklichen Rekurs auf die eigene Herkunft Erfolg gerahmt wird, dokumentiert sich in der Autobiographie von Ferdinand Piëch. Sein Erkennungszeichen ist die Familiendynastie. Er ist der Erbsohn, der am Erfolg lernt und am Erfolg partizipiert. Weniger detailverliebt als der Autobiograph Henkel, dafür aber geradezu mit kokettem Understatement entwirft der Autor Ferdinand Piëch ein Familienleben und -arrangement, das ebenso das klassische bürgerliche Familienbild samt dazugehörigem Habitus kolportiert. Piëch stammt aus einer großbürgerlichen Industrielldynastie. Die Gepflogenheiten und der Umgangsstil seines Herkunftsmilieus dokumentieren sich in fragmentarischen Einsprengeln über materielle

und symbolische Insignien von Reichtum und Macht wie z.B. die Villa am See, Bedienstete, zu denen u.a. auch ein Chauffeur gehört, beiläufige Hinweise, die einen flüchtigen Einblick in seine (groß)bürgerliche Umgebung geben und bei der geneigten Leserschaft nachgerade Neugier und Interesse an den Familien- und Lebensverhältnissen zu wecken vermögen. Da die Familiendynastie öffentlich bekannt ist, nimmt dies vom Erzähler die Erwartung, nähere Details zu offenbaren. Die autobiographischen Erinnerungen lassen allerdings vermuten, dass ihm gerade daran gelegen ist, eine behütete Kindheit im Rahmen einer angesehenen Familie zu beschreiben. Auch Ferdinand Piëch nennt den Vater als die wegweisende biographische Schlüsselfigur, obwohl – handlungsfaktisch – die Mutter die Alltags- und Erziehungspraxis bestimmt. Sie ist eine Patriarchin *par excellence*, geizt mit Anerkennung und Nähe, entscheidet beispielsweise eigenständig über den Internatsaufenthalt des Sohnes und moduliert dessen Berufswünsche. Auch in originär ‚männlichen‘ Gefilden erweist sie sich als kompetent und zupackend. So wird ausführlich beschrieben, wie die Mutter unter den stolzen Blicken des Sohnes in der Lage ist, einen Reifenwechsel vorzunehmen und damit das gängige geschlechtsspezifische Stereotyp – zumindest oberflächlich gesehen – konterkariert. Unter der Oberfläche reproduziert der Erzähler allerdings die gängigen Geschlechterklischees, obwohl die Mutter – situationsspezifisch – aus diesem Zurechnungsschema auszubrechen vermag. Im Gegensatz zur Mutter bleiben der Vater und der Großvater blass, obwohl sie den Grundstein für Piëchs spätere Faszination an Autotechnik legen. Über sie wird ein naturwüchsiger Zugang zum Familienwerk vermittelt und die Karriere im Unternehmen geebnet. In den Kindheitserinnerungen ist der Autor bemüht, sich vom Vater und Großvater abzugrenzen und sich als eigenständige Persönlichkeit und spätere Führungskraft zu konturieren. Er will (als Kind) nicht arbeiten wie sie, denn in seinen Augen sind sie ‚Schreibtischtäter‘. Mit dieser kindlichen Opposition konturiert er sich bereits im ersten Kapitel seiner Autobiographie als ‚Mann der Tat‘ und praxisnah. Er ist bestrebt, aus dem Geltungsbereich der Väter zu treten, um ein eigenes Profil zu entwickeln.

Doch trotz der individuellen Abgrenzungsproblematik, die seine Herkunft ‚naturwüchsig‘ mit sich bringt, ist er zugleich auf die tragenden Säulen einer Industriedynastie angewiesen. Ingenieurwissenschaftlicher Sachverstand scheint allein nicht auszureichen, um eine Karriere als Vorstandsvorsitzender zu beglaubigen. Wie bei dem Autor Hans-Olaf Henkel auch, liegt dem Autobiographen Ferdinand Piëch daran, das Herkunftsmilieu als Erkennungszeichen zu inszenieren, als eine Art Ausweis sozial-kulturellen Kapitals. Im Vergleich zum Autor Henkel wird dieser Habitus weniger präventiv akzentuiert, weil das Wissen um die unternehmerische Familientradition öffentlich bekannt ist. Trotzdem kommt auch er nicht umhin, sich zu beglaubigen. Der manageriale Erfolg und die erreichte Position eines Top-Managers nötigen ihm auf, sich als etablierten Großbürger zu präsentieren. Er ist kein Aufsteiger, der seine Reputation protzig unter Beweis stellen muss. Understatement und der beherrschte Ton seiner Selbstdarstellung lassen ihn als ‚Erbsohn‘ reüssieren, obwohl er bemüht ist, sich von den ‚Über‘-Vätern abzugrenzen. Insgesamt stellt sich die Autobiographie des Ferdinand Piëch als ein Gemisch aus Abgrenzung und Besonderung, Legitimation und Verpflichtung gegenüber der Familientradition dar.

Eine weitere Variante, die eigene Herkunft als distinktes Erkennungsmerkmal der Zugehörigkeit zu nutzen, dokumentiert sich im Typus des ‚Traditionalisten‘. Dieser Typus findet sich exemplarisch in der Autobiographie des Carl H. Hahn. Der Autor

legt hier großen Wert darauf, die Leserschaft über seine unternehmerische Familientradition zu informieren, in der der bürgerliche Tugend- und Wertekanon gepflegt und vermittelt wurde. In seinem, auch nachträglichen Bemühen, sich als Top-Manager Geltung zu verschaffen, verweist er immer wieder auf seine ‚allseitig gebildete Persönlichkeit‘, die er im Rekurs auf sein (wirtschafts-)bürgerliches Herkunftsmilieu zu belegen sucht. Bemerkenswert ist hier zum einen, dass er seine autobiographische Darstellung als ‚Literaturproduktion‘ vorlegt. Das Erinnerungswerk wird mit einem „Prolog“ eröffnet. Diese Form bedient bereits den klassisch bildungsbürgerlichen Schreibkontext. Der Text beginnt, für die literarische Form des Prologs nicht ungewöhnlich, mit einer Metakommunikation, also eine direkte Ansprache des Lesers über Sinn und Zweck der Unterhaltung. Zum andern schlägt der Autor bei der Porträierung seines Herkunftsmilieus einen weiten Bogen und malt damit eine Familientradition, die vor allem im Hinblick auf die Meriten, welche sich die Vorfahren im Dienste der Allgemeinheit als leitende Angestellte und Unternehmer erworben haben, vorgestellt wird. Der Großvater, so erfahren wir, leitete Fabriken; der Vater ist in gehobener Position beim Fahrzeughersteller DKW; die Mutter, die in der autobiographischen Darstellung eine untergeordnete Rolle spielt, stammt ebenfalls aus einer Industriellenfamilie. Mit dieser Verortung der gesamten Familie ist der Grundstein für die Nähe des Autors zur Unternehmenswelt vorgegeben. Vor allem über den Vater lernt der Autobiograph früh, was eine Führungskraft braucht: in großen Linien zu denken, ökonomische Strategien zu entwickeln, das Interesse der Allgemeinheit zu bedienen. Über die Wertekontexte Humanismus und Katholizismus werden seine Überlegenheit, seine allseitig gebildete Persönlichkeit und seine ‚Weitläufigkeit des Denkens‘ begründet, allesamt Eigenschaften, mit denen er sich in seiner eigenen beruflichen Laufbahn von denjenigen Funktionseliten abzusetzen scheint, die in lediglich ökonomischen Verwertungsformen denken würden. Während der Vater als praktizierender Katholik beschrieben wird, wird die Mutter als feinsinnig und musisch veranlagt vorgestellt. Das Geschlechterarrangement ist, wie bei den anderen Autoren auch, traditionell, denn auch hier werden die Sphären Beruf und Privatleben gemäß den geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten verteilt. Insgesamt wird auch hier deutlich, dass die spätere Top-Manager-Funktion nicht ohne die Kapitalien einer bürgerlichen Herkunftsfamilie auskommt, die, wenngleich weniger elitär vorgetragen, so doch im Ideal wirtschaftsbürgerlicher Traditionen verhaftet sind und das Rückgrat für seine eigene Lebens-Leistung stellen. Sein Führungsanspruch ist nicht ohne diese Anleihen an Bürgerlichkeit zu erklären, die wiederum in der Familientradition verankert sind.

Letztlich dokumentieren die vorgestellten Autobiographien beispielhaft ein gemeinsames (wirtschafts-)bürgerliches Bekenntnis: Vor dem Vergleichshorizont des Kleinbürgers, aber auch des Aufstiegers, legen die Autoren Wert darauf, sich als Nachkommen langer Familientraditionen zu porträtieren. Anders gewendet: Ohne den Rekurs auf Bürgerlichkeit und damit auf zunächst nicht direkt funktional erscheinende Zusatzhorizonte kommt die ökonomische Elite nicht aus. Alle Autoren entwerfen ein bürgerliches Familienbild, in dem die Vater- und Mutterfiguren über die traditionellen Heterostereotypen entworfen werden und in mancherlei Hinsicht an den bürgerlichen Geschlechterdiskurs des 19. Jahrhunderts erinnern (vgl. dazu Frevert 1995, Leszczenski/Wörner 2003). Die Väter werden über ihren merkantilen Erfolg eingeführt; die Frauen werden trotz der Zuständigkeit für die nicht entlohnten Reproduktionsarbeiten nicht als Hausfrauen beschrieben; vielmehr sind sie als kulturelle Reprä-

sentantinnen und Statuszuarbeiterinnen tätig. Diese innere Architektur der Familien lässt sich als tragende Säule für eine angemessene Lebensführung interpretieren, nämlich die über geschlechtsspezifische Arbeitsteilung geleistete Vermittlung von ‚Heim‘ und ‚Welt‘, ‚Außen‘ und ‚Innen‘, von Arbeit und Familie.

Inmitten der ressourcenreichen Herkunftsfamilien entwickeln die späteren Top-Manager habituelle Haltungen und Kompetenzen, die sie – ex post – in den Zusammenhang mit ihren exzeptionellen Berufsbiographien stellen. Bei dem Autor Carl H. Hahn sind es der ‚unternehmerische Instinkt‘, die allseitig gebildete Persönlichkeit und eine glückliche Hand im Umgang mit anderen Menschen (insbesondere Führungskräften); bei Hans-Olaf Henkel sind es seine Individualität und Autonomie, die Entschlossenheit und der Mut, sich gegen Moral und Institutionen zu behaupten; bei Ferdinand Piëch sind es das Selbst-Bewusstsein eines ‚Erbsohnes‘ und ein sicherer Instinkt für Macht.

4. Fazit

Autobiographien sind Choreographien eines Ich-Erzählers mit seinem lebensgeschichtlichen Material. Wir erfahren durch eine Autobiographie nicht, wie der Mensch war oder ist – noch nicht einmal, wie er sich tatsächlich sieht. Stattdessen erfahren wir, wie er sich und seine Biographie in einem spezifischen Kontext von medialer Öffentlichkeit darstellt. Und genau dies macht Autobiographien zu einer bemerkenswerten Datenquelle, mittels derer ein spezifischer Einblick in die Topographie symbolischer Sinnwelten und Ordnungen gelingt, nämlich Elite über die Selbstdarstellung von Elite zu rekonstruieren. Zugleich sind Autobiographien Selbstdarstellungen im öffentlichen Raum. Sie dokumentieren damit auch einen spezifischen Typus von Kommunikation, in der eine historisch und sozial bestimmte Subjektivität im Hinblick auf soziale Positionierung, Sprachform, Selbstdarstellung, aber auch in Begriffen und Grenzen der Selbstinterpretation hergestellt und interpretiert wird (Sloterdijk 1978, 6). Insofern enthalten Autobiographien immer auch kulturelle Vorgaben, die auf den jeweiligen Kontext des autobiographischen Schreibens verweisen. Um vom Eigenen öffentlich reden zu dürfen, müssen autobiographische Selbstdarstellungen einen sozialen Erwartungshorizont bedienen und an kollektive Relevanzen anschließen – für die hier zur Debatte stehenden Autobiographien der Wirtschaftselite ist dies die soziale Prämisse des Karriereerfolgs – eine Melange aus Karriere und (persönlich zurechenbarer) Leistung, die durch öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung zum Erfolg wird und über eine repräsentative Apologie aufrecht erhalten werden kann und aufrechterhalten werden muss.

Am empirischen Material aktueller Autobiographien kann gezeigt werden, mit welcher Formensprache, mit welchen Strukturelementen und mit welchen Selbstdarstellungsgebärden sich die Wirtschaftselite entwirft und öffentlich präsentiert. Die Autobiographien geben damit einen ganz spezifischen Einblick in die Architektur von Elitehandeln. Das eigene Leben und das eigene Lebenswerk werden über Außergewöhnlichkeit projiziert, d.h. in den Selbstthematisierungen werden sowohl das Bemühen um Distinktion und Zugehörigkeit als auch eine Art Charismatisierung des Erfolgs zum Ausdruck gebracht. Der Erfolg des eigenen Wirkens wird nicht als leistungsverbürgte Karriere vorgestellt, sondern über charismatische Selbstdarstellung.

Damit wird gleichsam die Botschaft transportiert, dass wir es bei den Autoren mit Personen und Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Karrierepositionen haben bzw. gehabt haben, die es allerdings zu beglaubigen gilt. Dazu gehört zunächst einmal die Verbindung zwischen Wirken und Werk, Person und Erfolg. Der Schreibanlass mündet in dem Bestreben, den eigenen Erfolg ohne den Makel von schierer Leistungsverausgabung vorzuführen. Zu diesem Verfahren der Selbstauslegung und -bestätigung gehört aber ebenso, die bürgerliche Herkunft und die dazugehörige Lebensführung als nachgerade distinkte Erkennungsmerkmale der Elitezugehörigkeit zu nutzen. Autobiographien sind zwar der Ausdruck einer bürgerlichen Karriere *par excellence*. Zugleich erschöpft sich Bürgerlichkeit keineswegs in der Distinktion durch Karriere, d.h. darin, Unterschiede zu anderen sozialen Kreisen durch sozialen Aufstieg zu markieren und aufrecht zu erhalten. Vielmehr zeigt sich am Beispiel autobiographischer Textproduktion der Wirtschaftselite, dass im nachdrücklichen Rekurs auf die eigene Herkunft Erfolg gerahmt werden kann und muss.

Jede Selbstdarstellung praktiziert die Strategie unterschiedlicher Gewichtung. An dieser Gewichtung, so formuliert es Hansen (1992, 14) lässt sich nicht nur „die Art der gewünschten Aufwertung abschätzen, d.h. welchen Menschentyp man zu verkörpern, welche Rolle man zu spielen und welche Vorzüge man zu besitzen wünscht“, sondern es wird vor allem auch ein spezieller Legitimationsbedarf sichtbar, der sich aus der gewünschten Zugehörigkeit ergibt. Damit kann – quasi im Umkehrschluss – auch etwas über die Art und Weise in Erfahrung gebracht werden, wie die Autoren die gesellschaftlichen Erwartungen übersetzen, die an sie herangetragen werden. Im gesellschaftlichen Diskurs gilt nach wie vor das Bedürfnis, Elite normativ zu behaupten und sich ihrer damit auch zu versichern. Zu den Elementen eines solchen Eliteverständnisses gehört die Zuschreibung einer auf den persönlichen Eigenschaften und Kompetenzen von Personen beruhenden Form von Überlegenheit und die Annahme, dass diese zum (legitimen) Aufstieg in die Gruppe der gesellschaftlichen Führungselite führt. Die öffentliche Debatte über die (fehlende) Exzellenz und Kompetenz von Spitzenmanagern findet in den Texten ein Entsprechungsverhältnis. Die spezifischen Darstellungsmuster der Besonderung lassen sich so als legitime und auch bewährte ‚Zugzwänge‘ der Distinktion interpretieren, die sich als gesellschaftlich anschlussfähig erweisen.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne*, Bd. 4. Frankfurt a. M./New York.
- Berghahn, Volker R., Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.) (2003): *Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität*, in: *Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte*, Bd.11. Essen.
- Dreitzel, Hans P. (1962): *Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse*. Göttinger Abhandlungen zur Soziologie, Bd. 6. Stuttgart.
- Faludi, Susan (1999): *Stiffed. The Betrayal of the American Man*, New York.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Peter Alheit (Hg.) (1995): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, Opladen.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): *Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten*, in: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, Opladen, 43-86.

- Frevert, Ute (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München
- Hahn, Alois und Volker Kapp (1987) (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt a. M.
- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt a. M.
- Hahn, Carl H. (2005): Meine Jahre mit Volkswagen, München.
- Hansen, Klaus. P. (1992): Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer, Frankfurt a. M./New York.
- Hartmann, Michael (2001): Klassenspezifischer Habitus oder exklusive Bildungstitel als soziales Selektionskriterium? Die Besetzung von Spitzenpositionen in der Wirtschaft, in: Beate Kraus (Hg.): An der Spitze: von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz, 157-208.
- Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft, Frankfurt a. M./New York.
- Hartmann, Michael (2003): Soziale Homogenität und generationelle Muster der deutschen Wirtschaftselite seit 1945, in: Volker R. Berghahn, Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.): Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität. Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd.11, Essen, 31-50.
- Henkel, Hans-Olaf (2000): Die Macht der Freiheit, München.
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie, Stuttgart.
- Kocka, Jürgen (1987): Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: Jürgen Kocka (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen, 21-63.
- Kohli, Martin (1981): „Von uns selber schweigen wir“: Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1. Frankfurt a. M., 428-464.
- Leszczynski, Jörg und Birgit Wörner (2003): „Ich werde mir Mühe geben... den entzückten, liebenden Ehemann zu markieren...“ Moritz von Metzler und August Thyssen: Ideale und Alltagspraktiken wirtschaftsbürgerlicher Lebensführung zwischen Kaiserreich und Weltwirtschaftskrise, in: Volker R. Berghahn, Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.): Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität. Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd.11. Essen, 403-441.
- Luhmann, Niclas (1984): Soziale Systeme, Frankfurt a. M.
- Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt a. M./New York.
- Niggel, Günter (1977): Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart.
- Niggel, Günter (Hg.) (1998): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt, 2. Aufl.
- Piëch, Ferdinand (2002): Auto.Biographie, Hamburg.
- Pohlmann, Markus (2008): Der diskrete Charme der Bourgeoisie? Zur Soziologie des modernen Wirtschaftsbürgertums, in: Steffen Sigmund et al. (Hg.): Soziale Konstellationen und historische Analysen, Tübingen, 228-252.
- Pohlmann, Markus, Renate Liebold, Sita Schanne und Gert Schmidt (2011): Ökonomische Eliten in Deutschland – Ein Beitrag zur Soziologie des Managements (in Vorbereitung)
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. M./New York.
- Sloterdijk, Peter (1978): Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der zwanziger Jahre, München.
- Veblen, Thorstein (1971): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München.